



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das Odeon. — Nachlässigkeit der Polizei und Mänteleute. — Berres und Endlicher. — Geymüller. — Eine Wunderhöhle. — Eschsch und die philosophische Bildung der Berliner.

Man muß die Vergnügungssucht der Wiener kennen, um sich eine Vorstellung zu machen von der Spannung, mit welcher die gesammte Bevölkerung der Eröffnung des seit neun Monaten zum Tagsgespräch gewordenen großen Ballsaales in der Jägerzeile entgegen sah. Die Wiener sind in diesem Punkte sehr ehrgeizig und grämen sich nicht wenig, daß Berlin, das knauserige Berlin, wie sie es nennen, ihnen hierin einen Vorsprung abgewonnen hat und in dem Kroll'schen Etablissement eine der französischen Hauptstadt würdige Festlocalität besitzt. Auf diesen gekränkten Ehrgeiz speculirend, hat es nun ein ehemaliger Blechwaarenfabrikant, Namens Fischer, unternommen, mit fremdem Geld, denn sein eigenes Vermögen ist nur gering, eine ähnliche Halle zu erbauen und man muß gestehen, der Mann hat von seinem früheren Beruf wenigstens die Kunst behalten, mit der Trompete der Reclamen vortrefflich umzugehen, so daß die willfährigen Journale monatelang eine förmliche Blechmusik organisirten, deren unverwüßliches Thema das Odeon war. Selbst der Neid muß demselben eine prachtvolle Eleganz und eine seltene Großartigkeit der räumlichen Verhältnisse lassen, denn der Saal hat eben so viele Klafter in der Länge, als der Stephansthurm in der Höhe, nämlich 72, die Breite beträgt 32 und die Höhe 8 Klafter. Blumengärten und plätschernde Springbrunnen schmücken den großen Saalraum, dessen Boden blos zum Theil mit Parketten zum Tanzen belegt worden, indeß der größere Theil mit sogenanntem Gypsstein gefestet ist. Rings um diese weite Halle streift eine Doppelgalerie, in welcher

zahlreiche Divans entgegenwinken, von denen man mit Bequemlichkeit die dufterfüllten Räume mit ihrer bunten Menschenmenge überblicken kann. Wer diese Galerien in beiden Etagen, auf welchen zugleich soupiré wird, langsamen Schrittes durchwandelt und sich die Sitzenden und Gehenden besieht, wird kaum in einer vollen Stunde seine Wanderung zurückgelegt haben. Doch alle diese Vorzüge haben die 4000 Besucher dieses Locales über die Entbehrungen nicht getröstet, die sie in der That erdulden mußten und wohin man namentlich den Mangel eines Rauchzimmers rechnet. — Es ist unverantwortlich, wie nachlässig unsere Polizei sich bei der Prüfung solcher Anstalten benimmt, welche dem Vergnügen des Publicums dienen sollen; man scheint dabei lediglich von der Voraussetzung auszugehen, für die Ballfreunde müsse Alles gut sein. Wäre dem nicht so, würden unmöglich dergleichen bedauerliche Störungen vorkommen können, wie sie am Abende des Eröffnungstages wirklich vorgefallen sind und welche sogar die Einschreitung einer bedeutenden militärischen Hilfe nothwendig machten. Womit will man die unbegreifliche Nachlässigkeit entschuldigen, daß die hiesige Baupolizei dulden konnte, bei einem Ballsaal von diesem Umfang, der an 10,000 Personen fassen kann, bloß ein einziges Garderobezimmer anzulegen, dessen Thüre obendrein der Oeffnung eines Hundestalles gleicht? Nimmt man an, daß die Beforgung eines Mantels u. dergl. bloß eine halbe Minute in Anspruch nimmt, so sind bei einer Anzahl von 4000 Ballgästen schon 33 Stunden erforderlich! So mußte es wohl geschehen, daß eine förmliche Mäntelemeute ausbrach, bei der trotzdem, daß die Soldaten zur Aufpflanzung der Bajonette commandirt wurden, in Folge der Kolbenstöße mehrfache Verwundungen Statt gefunden haben sollen. Viele ergriffen den vernünftigsten Ausweg und fuhren ohne Oberrock von dannen und ließen erst am folgenden Tage ihre Kleidungsstücke bei der Polizei requiriren.

In der lehtern Zeit hat der Tod wieder starke Ernte gehalten und dabei auch manchen Baum entwurzelt, der ein Lebensbaum für Wissenschaft und Kunst gewesen und dessen Schatten die Zurückgebliebenen schmerzlich vermiffen werden. Dies gilt ganz vorzüglich von dem kunstreichen Professor Dr. Verres, der als erster Professor an der Hochschule segensvoll wirkte und eine der ersten Zierden der medicinischen Facultät war, die noch immer die Glanzseite unserer Universität bildet. Er war ein echter Priester der Wissenschaft, rastlos und vielseitig und dabei von den liebenswürdigsten Sitten. Aus Götting in Mähren gebürtig, schwang er sich vom einfachen Badergehilfen zu der ansehnlichen Stellung empor, die er bei seinem frühzeitigen Eintritt einnahm. In dem Alter von 21 Jahren, 1817, wurde er bereits Professor der Anatomie an der Hochschule zu Lemberg und kam 1830 in gleicher Eigenschaft an die Wiener Universität. Sein großes und eigentliches Lebenswerk ist die „Anthropotomie“, die besonders in der

zweiten Auflage 1835 dem Verfasser einen europäischen Namen verschaffte, indem er, zumal die Embryonologie darin, mit den scharfsinnigsten Entdeckungen bereicherte. Mikroskopische Anatomie war sein Lieblingsstudium, dabei trieb er jedoch noch mancherlei und warf sich enthusiastisch auf alles Neue. Kaum erscholl die Kunde von Daguerre's wundervoller Entdeckung wie eine Zaubermythe durch die Welt, so unternahm auch schon Dr. Verres die kostspieligsten Versuche, bis es ihm gelang, das von den Wellen des Lichtes gezeichnete Bild festzuhalten und durch den Druck zu vervielfältigen. Die Zeichnungen zu seinen anatomischen Schriften fertigte er alle selbst an, wie er denn überhaupt ein gewandter Zeichner und Maler war und eine auserlesene Gemäldesammlung besaß. Bemerkenswerth bleibt es, daß Verres Autodidakt gewesen und niemals den akademischen Gradus erworben, denn seinen Doctortitel erhielt er als Auszeichnung, ebenso wie Dr. Endlicher, der berühmte Botaniker und Polyhistor, der so eben eine Chinesische Sprachlehre in Lieferungen erscheinen läßt; ein neuer Beleg, daß Endlicher nicht bloß ein gelehrter, sondern auch ein witziger Kopf ist.

Verres' Vater war Wundarzt auf dem Lande und stammte von einem spanischen Soldaten, Perez mit Namen, ab, der während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zurückgeblieben und daselbst sesshaft geworden war. — Der durch seinen kolossalen Bankbruch berückte Banquier Geymüller hat aus dem Staate Ohio in Nordamerika hierher das Ansuchen gestellt, man möge ihm die straflose Rückkehr nach Oesterreich gestatten, indem er sich anheischig mache, sich mit seinen Gläubigern abzufinden. Wenn nun auch die Concursumasse durch den raschen Verkauf alles unbeweglichen Gutes und durch die zahlreichen Zahlungseinflüsse von Schuldnern des Geymüller'schen Hauses täglich anwächst, so zwar, daß, nachdem die auswärtigen Posten, deren Pfänder meist in den Kellern der Bank lagen und zuerst ausgelöst werden mußten, bereits befriedigt sind, Allen, welche eine gesetzliche Forderung an den Fallirten zu stellen haben, einstweilen vierzig Procente ausbezahlt werden können, und denselben weitere funfzehn Procent in Aussicht gestellt sind, der gütlichen Abfindung durchaus kein Hinderniß im Wege steht: so kann der mit Streckbriefen verfolgte Geymüller auch darum nicht zurückkehren, weil bei der zuständigen Criminalbehörde nicht weniger als achtzehn Klagen wegen Betrugs anhängig gemacht worden, deren Untersuchung ihren geregelten Gang fortgeht und gänzlich unabhängig von der Ausgleichung des Geldpunktes dasteht.

In der Nähe des Schneeberges war vor einiger Zeit eine merkwürdige Höhle entdeckt worden, die an interessantem Inhalt der berühmten Adelsberger Grotte Nichts nachgibt, und was Großartigkeit des Gangnezes und Phantastik der Bildungen be-

trifft, diese noch überbietet. Der Besitzer, ein Herr von Steiger, hat sie Hermannshöhle getauft und alles Mögliche gethan, um sie dem Besuche der Naturfreunde zugänglich zu machen, zu welchem Zweck Treppen und Geländer besorgt, ja selbst da, wo das Auge sich an den wunderlichen Formen dieser unterirdischen Märchenwelt weiden kann, Kronleuchter angeschafft wurden. Jetzt, wo der Eigenthümer über zweitausend fl. für die Besuchsfähigkeit und Ausschmückung der Berghöhle verwendet, hat sich plötzlich in der Person des Baron Dietrich ein Käufer gefunden, der dieses Naturwunder gegen eine namhafte Summe an sich gebracht und sie sicher der Deffentlichkeit nicht entziehen wird.

Die Nachricht von der Hinrichtung des Königsmörders Tschsch hat, wenn man anders die Wahrheit reden soll, in den hiesigen Kreisen einen höchst mißgünstigen Eindruck hervorgebracht; nicht als ob die Rechtmäßigkeit derselben dem geringsten Zweifel unterliegen könnte, aber die höhere Klugheit hätte, so meint man allgemein, in diesem Falle das Beil der Justiz abwenden sollen, denn die Gesezgebung, die schon auf den bloßen Mordversuch gegen die Person des Monarchen die für den vollbrachten Mord bestimmte Strafe bemißt, hat das Staatsoberhaupt dadurch in die schöne Lage versetzt, in allen jenen Fällen, wo die verbrecherische Absicht an den Umständen gescheitert, das Recht der Begnadigung zu üben. Der gesunde Instinkt des Volkes nimmt es unter solchen Umständen niemals gut auf, wenn die Staatsgewalt, von keiner äußeren Nothwendigkeit gedrängt, den Richterpruch strenge vollziehen läßt und auf die mißliche Doppelstellung, die das Staatsoberhaupt als Object des beabsichtigten Mordes und als oberster Richter dem Angeklagten und der ganzen Gesellschaft gegenüber einnimmt, gar keine Rücksicht genommen ward. Am meisten jedoch hat sich das loyale Preußenthum in den Augen des österreichischen Volkes lächerlich gemacht, durch die Lamentationen in öffentlichen Blättern, welche eine ganz wunderliche Theorie von der solidarischen Haftung der gesammten Nation für die That eines Einzelnen aufstellten, die man mit bestem Recht einen christlich-germanischen Unsinn nennen könnte. Kann es in der That etwas Empörenderes geben, als die Bornirtheit, die sich darüber streitet, ob Tschsch ein Slave oder Deutscher sei, und was jeko zu thun wäre, um die besleckte preussische Nationallehre wieder rein zu waschen? Diese Blätter haben erst unlängst den Mangel philosophischer Geistesbildung in Oesterreich tadelnd herausgehoben, aber das können wir denen draußen mit voller Beruhigung antworten: Besißt der Oesterreicher auch nicht die Philosophie der Schule, weiß er auch nicht wie Andere mit der wissenschaftlichen Terminologie eitles Schaugepränge zu treiben, so wohnt ihm doch eine gesunde Anschauung der Dinge inne, die er besonders dann erst recht zu schätzen weiß, wenn er an jenen, die sich als die Erbpächter

der Intelligenz geberden, Aeußerungen wahrnimmt, die unter dem Niveau des gesunden Menschenverstandes liegen. Als vor ungefähr zehn Jahren ein pensionirter Offizier aus den gemeinsten Motiven seine verbrecherische Hand gegen den damaligen Kronprinzen erhob und der Anschlag auf ähnliche Weise vereitelt wurde, da meldete sich Niemand, der sich des Namens Meindl geschämt und darüber gestritten hätte, ob der Verbrecher ein Deutscher, Italiener oder Slave sei. Diese sublimen Bornirtheit war dem Staate der Intelligenz aufbewahrt, wo die Philosophie wild wächst, aber die Leute noch immer von unten herauf gerädert werden. Noch jetzt dienen mehrere Namensvettern des in den Kerker von Munkacs gestorbenen Mörders in dem kais. Heere, aber keinem von ihnen ist es in den Sinn gekommen zu glauben, daß sechs gleichlautende Buchstaben ihn schänden könnten. Und doch sind wir Oesterreicher anerkannt loyale Unterthanen, die Alles begreifen, nur einen solchen romantischen Unsinn nicht, wie ihn der preußische Nationalschwung zu Tage gefördert.

Von der Freieung. ---

II.

Aus Berlin.

Huber's Guerillakrieg. — Zweifel an der Wirksamkeit des Localvereins. — Gernies. — Brüggemann. — Nauwerk. — Woeniger. —

Seitdem Herr Huber glaubt, in seinem Janus das schwere Geschütz gegen den flachen Liberalismus und Radicalismus abgeschossen zu haben, hat er nun auch einen Guerillakrieg gegen einzelne Persönlichkeiten angefangen, die das liberale Prinzip vertreten wollen. Und wer könnte die Natur des Guerillakrieges besser kennen, als Herr Huber, der über spanische Zustände ein dickes Buch geschrieben hat, welches freilich zu manchen seiner gegenwärtigen Ansichten eben so wenig paßt, als Heinrich Leo's „Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums“ zum gegenwärtigen Standpunkt dieses Hallischen Löwen. Das große Berliner M. in der Augsburger Allgemeinen hat allen Geifer und Groll des Herrn Huber auf sich gezogen und er geht in seinem Furor so weit, daß er es wagt, seine frühere Beschützerin und Ernährerin, die Augsburger Allgemeine Zeitung, mit jenen gepuzten Frauenzimmerchen zu vergleichen, welche in unserm Kroll'schen Locale häufig die feine Welt zu spielen suchen. Nicht genug, daß er in der Deutschen Allgemeinen gegen das Berliner M. und die Augsburger Allgemeine zu Felde zieht, unverwüstlich, unermüdet ist er, wie man es in einem Guerillakrieg sein soll, und im edlen Rheinischen Beobachter des ehrlichen Professor Bercht beginnt der Feldzug gegen das M. noch einmal auf's Neue. Das M. hatte sich einige Parteien in Preußen construirt, bei dieser Gelegenheit allerlei liebenswürdige Ton-

gleuckunststücke angewendet und sich in coquetten Paradoxen gefallen; das christlich-germanische Gemüth des Herrn Huber, als es die rothe Farbe des Jacobinerthums nun von ferne gewittert, bekam sogleich den Koller und da dieses edle Gemüth sich nicht an die Polizei wenden konnte, so hat es sich an die Deutsche Allgemeine Zeitung und den Rheinischen Beobachter gewendet. Man glaube indeß auswärts nicht, daß Herr Huber der große Mann ist, dem sich die preussische Regierung zur Vertheidigung ihres Prinzipes in die Arme geworfen. Herr Huber, der sich überall in Mißverhältnisse hineingebracht hat und der Nichts lieber wollte, als Marburg verlassen, hat sich der Regierung weit mehr angetragen, als daß sie ihn gesucht hat und sie wird ihn jedenfalls, ihn, diesen Bayard des Conservatismus, bald wieder fallen lassen, da er schon angefangen hat, in seinem Janus, der, beiläufig gesagt, hier nirgend gehalten wird, Prinzipien zu vertheidigen und Verdächtigungen auszustreuen, denen die preussische Regierung, der Natur der Sache nach, ihre Beistimmung nothwendig wird versagen müssen.

Dggleich Ihr Journal einen ausführlichen Bericht über die zweite Generalversammlung des hiesigen Localvereines gebracht hat, so fühle ich mich demungeachtet nicht veranlaßt, eben so genau über die dritte und vierte Generalversammlung zu referiren, welche in dieser Woche stattfanden, und worin die Berathung der Statuten endlich geschlossen wurde. Nur allgemeine Bemerkungen will ich mir erlauben; es sind drei bedenkliche Elemente, zwischen denen die Zukunft des Localvereines ruht, das Mißtrauen der arbeitenden Klassen selbst, das Mißtrauen der hohen Industriellen, dann das Mißtrauen der Regierung. Während man ihn in den untern Sphären, wo man vor Noth und Elend den Glauben an Humanität verloren hat, verlacht und verspottet, hat der hohe Industrialismus und die Regierung eine dumpfe Scheu, daß er sich communistischen Tendenzen hingeebe, ja sogar ein festes Widerstreben gegen den reinen Associationsgeist, diese edelste Blüthe der Gegenwart, zu erkennen gegeben. Was kann unter solchen Bedingungen werden? Die letzten Generalversammlungen haben uns gezeigt, wohin man steuert, in der Besorgniß, auf jene gefährlichen Prinzipien zu stoßen. Die Arbeiter wollen eine That, sie glauben nicht mehr an Worte, sie wollen eine Selbstbetheiligung bei dem großen Werke; diese scheut man sich ihnen zu geben, man wird Nichts anderes einrichten, als ein neues Bevormundungssystem. Bei der Fassung, welche man den Statuten gegeben, ist an eine durchgreifende Wirksamkeit nicht zu denken. Zwar war die Generalversammlung bemüht, in die bureaukratische Gliederung der Statuten ein volksthümliches Element zu bringen, aber der große Industrialismus und das Comité, welches von den Bedenklichkeiten der Regierung bestimmt worden, beide vereint, wußten der Generalversammlung solche Schläge in's Gesicht zu

verlesen, daß der wichtigste §, welcher an dem einen Abend mit entschiedener Majorität angenommen und in dem zwei Bezirksberathungen für jedes Vierteljahr festgesetzt worden, von derselben Majorität schon an dem folgenden Abend wieder verworfen wurde. Dergleichen ist nicht geeignet, Vertrauen einzusüßen. Der Industrialismus, welchem die tiefe Ergründung der Armenfrage zuwider ist, da seine Stellungen und seine Verhältnisse bei einer solchen Gelegenheit, mehr als ihm lieb und vortheilhaft, beleuchtet würden, suchte geradewegs für sich besondere Vorrechte in Anspruch zu nehmen und den Verein ganz und gar in seine Gewalt zu bekommen, indem er behauptete, er kenne die Bedürfnisse und Bedrängnisse des Volkes am besten. Natürlich machte sich eine entschiedene Opposition gegen solche Annahmen geltend. Der Industrialismus hat allerdings die großen Bedrängnisse mehrfach herbeigeführt und er muß sie demnach schon kennen, aber eine andere Frage ist es, ob er redlich entschlossen ist, sie aufzuheben. Dieses bezweifeln wir entschieden, der Industrialismus, selbst wenn er es wollte, würde eine solche That nicht vermögen oder er müßte denn sein eignes Wesen aufgeben. Daran denkt er bekanntlich nicht; er will keine gründliche Erörterung der Frage, keine Leitung von innen heraus, er will, um seinen status quo zu erhalten, kleine Concessionen machen, Spar- und Prämienkassen errichten, und wenn er verlangt, daß ihm die Rettung des Volkes besonders anvertraut werde, ihm, der zu dem Volke in keiner humanen, sondern nur in einer rein und kalt geschäftlichen Verbindung steht, so ist das, als wenn die Kage sich um die Krankenpflege der Mäuse bemühen würde. Der große Industrialismus ist der entschiedenste Feind des Berliner Localvereins. Anders ist die Stellung des provisorischen Comité's zu beachten. In ihm ist wirklich guter Wille vorhanden gewesen, allein es hatte sich von vorn herein die Absicht gesetzt, den großen Zweck, den es gilt, im engen Kreise der bestehenden Zustände zu erreichen, deshalb die Furcht vor einem Verbote der Regierung, deshalb zuweilen die Herrschsucht und Eigenmächtigkeit, mit der es der Generalversammlung gegenüber trat, deshalb die Ueberschreitung aller parlamentarischen Formen, die der Präsident sich mehrfach zu Schulden kommen ließ. Das Comité fürchtete den Machtspruch der Regierung, indem es vergaß, daß dieser selbst daran liegen muß, eine Constituirung der Vereine herbeizuführen und dem Pauperismus gegenüber nicht die ausschließliche Verantwortlichkeit zu tragen, es wollte eine Bestätigung des Vereins à tout prix und als es zu seinem Entsetze bemerkte, daß die Generalversammlung sich über die kleinen Bedenlichkeiten des preussischen Beamtenstaatslebens hinwegzusetzen begann, fing es an, als in der Minorität gebliebene Partei gegen den entschiedenen Willen der Generalversammlung zu intriguiren. Es lag ihm alles daran, die zwei Bezirksberathungen jedes Vierteljahres, dieses einzige volksthümliche Ele-

ment der Statuten, rückgängig zu machen, sonst meinte es „werde der Verein zu Grabe getragen.“ Nachdem die Berathung der Statuten vollendet war, erklärte der Präsident, daß das Comité, bliebe der § 12 beibehalten, seine Functionen als beendet ansehen werde und die Generalversammlung widerrief ihren Beschluß. Um das Comité zu behalten, gab sie sich selber auf; dieselben Redner, welche am vorigen Abende lebhaft und feurig für den § geredet hatten, sprachen heute gegen ihn, von den 249 Stimmen, die gestern seine Annahme herbeigeführt, waren kaum 20 desselben Sinnes geblieben. Die Generalversammlung war deutschfentimental geworden, die Drohung des Comité's, abzutreten, hatte 500 Männer im tiefsten ihrer Seele erschüttert und süßsam gemacht, man wollte einen Verein quand même, man hat nicht bedacht, daß es einem so großen Zwecke gegenüber, wie er in den Worten des Statutes: „das Entstehen der Noth mehr zu verhüten, als bestehendes Elend zu beschwichtigen,“ ausgedrückt ist, weit vernünftiger ist, die Unmöglichkeit des Erreichens unter gewissen Hemmungen und Hindernissen offen einzugestehen, als die große Idee durch eine Mißgeburt ohne Kraft und Inhalt lächerlich zu machen und das Vertrauen des Volkes nur noch mehr zu schwächen. Nachdem die Generalversammlung dem Comité, auf Kosten ihres Charakters, auf Kosten ihrer Würde „Vertrauen“ bewiesen, hat dieses die Einreichung der Statuten bei der Regierung übernommen und es ist möglich, daß diese dieselben bestätigt, daß wir einen Verein, daß wir Vorstand, Ausschuß, Bezirksvertreter, ein ganzes Heer neuer Beamten erhalten, aber es täusche sich Niemand darüber, daß trotz des Vereines der Pauperismus alle Schranken der Gesellschaft durchbrechen wird. Eben die, welche sich auf ihren praktischen Sinn beriefen, werden sich als unpraktisch beweisen. Dem Kampf der Debatten, der Erwachung der Geister haben wir Interesse abgewonnen, von den praktischen Resultaten, welche man, mit Concessionen rechts und links gegen alles Bestehende, erzielen will, erwarten wir Nichts.

Hätte indeß die ganze Bewegung gar keine anderen Folgen, als daß durch sie der Regierung sowohl als dem aufmerksamen Publicum gewisse Parteiungen und publizistische Persönlichkeiten klar gemacht und verschiedene Illusionen zerstört worden sind, so wären diese noch immer bedeutend genug. Was die Parteiungen betrifft, so haben das Prinzip des Industrialismus und das der humanen Association ihre Kräfte an einander abgewogen und gesehen, was sie von einander zu erwarten haben. Was die Persönlichkeiten betrifft, so wollen wir hier noch einiger kurz erwähnen und ein verschiedenartiges Dreiblatt zusammenstellen: Hermes, Brüggemann, Nauwerk, die sich alle drei inmitten der allgemeinen Bewegung auf verschiedenartige Weise dargestellt haben. Hr. Hermes ist durch seinen verschiedenartigen Farbenwechsel schon zur Genüge bekannt, er stand auf der Seite

des Industrialismus und der Regierung, er compromittirte sich sogar mit größter Seelenruhe für dieselbe. Als beantragt wurde, daß der Localverein sich im Allgemeinen zu den Grundsätzen der Kabinetsordre bekennen möge, trat Hr. Hermes auf und bemerkte: daß es einem Preußen nicht erlaubt sein könne, sich nur im Allgemeinen zu den Ansichten seines Königs zu bekennen: ein guter Preuße werde das auch ganz im Besonderen thun. Solche Behauptung erregte natürlich einen großen Sturm, aber Hr. Hermes behielt seine ganze Ruhe und trat sogar für seine „Ueberzeugung“ noch in der Wossischen Zeitung auf, indem er erklärte, daß sein Ausspruch nicht servil, sondern nur loyal gewesen sei. Hr. Hermes muß freilich solche öffentliche Gelegenheiten benutzen, um seine Loyalität am rechten Orte in Erinnerung zu bringen und alle seine Talente zu entwickeln. Aber nicht einmal das Berliner Bürgerthum hat sich durch seine große Ruhe und durch seine Redefertigkeit für ihn gewinnen lassen und wir hörten von einem schlichten Bürger in einer vorbereitenden Versammlung des Localvereins über Hermes und seine Stellung Ansichten aussprechen, deren Offenheit und Energie unser Erstaunen erregte. Männer, wie Huber, Hermes und Rousseau, die sich zu Rittern des Bestehenden machen, sind sehr traurige Spätlinge; das Geschlecht der Genz scheint verloren gegangen. In einer ganz eigenthümlichen Stellung ist uns Brüggemann erschienen. Brüggemann ist eine durch und durch noble Natur. Der Vorwurf der Unredlichkeit trifft ihn nicht, aber er wagt es nie, die Consequenzen seiner eigenen Prinzipien entschieden geltend zu machen. Er steht nicht über den Verhältnissen, er bleibt immer zwischen ihnen. So ist er auch mit sich selber in Widerspruch. Er saß im Comité und half Ansichten vertheidigen, an die er im Grunde seines Herzens nicht glaubt. Aber er bringt solche Opfer, um „praktische“ Resultate und einen festen Punkt zu gewinnen. Er will sich „einwurzeln“, wie er es selber genannt hat; er vergißt, daß solcher Schlaueheit eine nicht geringere, mit aller Gewalt versehene mißtrauisch gegenübersteht, und daß das Terrain, welches er mühselig durch Rücksichtsnahmen aller Art zu gewinnen sucht, dann immer noch nicht sein eignes, sondern der Boden seines Feindes ist. Brüggemann glaubt unterminiren zu können. Dazu sitzen noch viele burschenschaftliche Elemente in diesem charaktertüchtigen Manne. Sollen wir nun noch von Nauwerk reden, so können wir sagen, daß in ihm das Prinzip des gutmüthigen Radicalismus zum Vorschein kommt. Nauwerk, dessen akademische Reden so viel Aufsehen machten, nicht ihres Inhaltes halber, sondern weil sie akademisch waren und man eine große Prinzipienfrage an seine Stellung knüpfte, spinnt seine Gedankengänge, wie ein deutscher Professor aus. Er bewegt sich in scholastischen Formen, er hat ein Schema fertig, wohinein Alles passen muß und wenn er zu einer scharfen Spitze gekommen ist, so

erschrickt er und biegt sie wieder zusammen. Mauerwerk machte Vorschläge und brach sie dann wieder ab, bis wenig oder Nichts von ihnen übrig war. Er respectirt das Bestehende aus Gutmüthigkeit und wenn er einmal entschieden auftritt, so wird er es nur, um auch diesen Bergesgipfel bestiegen zu haben und sich um so bequemer in den stillen Thälern der Vermittlung ansiedeln zu können. Von Herrn Wöniger brauchen wir nicht zu reden. Wenn er auch große Selbstzufriedenheit bei jeder Gelegenheit zu erkennen gibt, so fehlt ihm doch Alles, um sich als politischer Charakter geltend zu machen. Er kann höchstens den urtheilslosen Bürger durch seine Blattheit gewinnen und auf den scheint er es wirklich abgesehen zu haben. §

III.

Journalistik in München. *)

Eine kurze Skizze der Münchner Journalistik dürfte für die meisten Leser Ihrer Blätter um so weniger interesselos sein, als es gewiß zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein hiesiges Blatt den vaterländischen Boden überschreitet (natürlich mit Ausnahme der historisch-politischen Blätter und des Auslandes, die mehr wissenschaftlichen Inhaltes sind), da unsere Zeitungen über das Gebiet der Hof- und Localneuigkeiten nur selten hinausstreifen. Die einzige Zeitung, die, wie schon ihr Name zeigt, ein politisches Interesse in Anspruch nimmt, ist die „Münchner politische Zeitung.“ Sie ist halbofficiell und könnte auch ohne bedeutende Unterstützung von Seiten der Regierung nicht bestehen. Sie hat sogar in Loco wenig Abonnenten, da dem politischen Bedürfnisse der Bewohner Münchens die Augsburger Allgemeine abhilft, die hier in jeder Spelunke gefunden wird. Die politische Zeitung bringt uns selten leitende Artikel und hat auch auswärts fast gar keine Correspondenten. Ihre Spalten eröffnet sie mit Hof- oder Localneuigkeiten, dann folgen die wichtigsten, andern Blättern entlehnten politischen Begebenheiten. Bei der Auswahl derselben kann ihr jedoch Takt und Unparteilichkeit nicht abgesprochen werden und sie könnte in dieser Beziehung mancher officiellen Zeitung zum Muster dienen. Obwohl streng katholisch, hat sie sich noch immer von jenem ultramontanen Zelotismus, der die Augsburger Postzeitung und besonders die Passauer Kirchenzeitung charakterisirt, frei zu halten gewußt. Seit einem Jahre hat sie sich ein vergrößertes Format und ein Feuilleton zugelegt, das, außer sparsamen Notizen über Theater und Kunst, keine Originalartikel bringt. Als Redacteur dieser Zeitung nennt sich Dr. Beck, Verfasser einer Sammlung Gedichte, die an Inhalt und

*) Nicht vom Verfasser der Münchner Skizzen.

Form den Marienliedern von Guido Görres, dem Sohne der „Mystik“ und „Deutschlands und der Revolution“ würdig zur Seite stehen. Ein Dioskurenpaar erblicken wir am unwölkten Horizonte unserer Journalistik, das in der Zeitungswelt seines Gleichen gewiß nicht mehr hat — die „Landbötin“ und den „Eilboten.“ Welcher Richtung, welcher Gattung sie eigentlich angehören, ob der kritischen oder politischen, ob der publizistischen oder belletristischen — dieses Räthsel hat bis jetzt seinen Oedipus noch nicht gefunden. Unse hiesigen Blätter, man muß es gestehen, haben keinen beneidenswerthen Stand. Es wird hier in der Metropolis die Censur auf eine Weise gehandhabt, wie sonst nirgends im ganzen Königreiche; durfte doch während der Ständeversammlung keines unser Blätter, mit Ausnahme der politischen Zeitung, die Landtagsverhandlungen bringen, bevor sie nicht die Augsburgische Allgemeine gebracht hatte, welche sie dann auch als Quelle angeben mußten. Seitdem Regierungsrath Daxenberger, als Dichter unter dem Namen E. Fernau bekannt, die Censur handhabt, soll sich dieselbe jedoch einiger Milderung erfreuen. Sei dem, wie ihm wolle, es gibt eine negative Liberalität, von der unsere Blätter aber wenig wissen. Die beiden genannten Blätter gefallen sich in einer solchen detaillirten Ausmalung aller, auch der geringfügigsten Hofereignisse, daß jeder auch noch so loyal Gesinnte unangenehm davon berührt wird.

„Es kann den Kön'gen selber nicht gefallen,
„Dies heuchlerisch demüthige Geschlecht.“

Diese Blätter haben ferner eine Rubrik „Allerlei“, in der Politik und Kunst, Tagesgeklätsche und Feuersbrünste, Wetterprophetieungen und Theaterrecensionen wie Kraut und Rüben untereinander gemischt sind. Die Landbötin besonders zeichnet sich durch ihren ungeheuern Reichthum und ihre große Auswahl an Unglücksfällen aus. Da bricht im ganzen Königreiche Niemand den Arm, da brennt zehn Meilen in der Runde kein Kamin, wovon sie nicht die erste Nachricht erhält und sie brühwarm ihren zahlreichen Lesern aufischt. Ja, ja ihren zahlreichen Lesern! Die Landbötin hat einige Tausend Abnehmer und wird besonders auf dem Lande stark gelesen. Die Hälfte ihrer Spalten nämlich füllen Annoncen, Ankündigungen von Auctionen u. s. w., wodurch sie besonders dem Geschäftsmanne unentbehrlich ist. Daß dieses Blatt zur Aufklärung viel beiträgt, läßt sich nicht in Abrede stellen, da es sich vermöge seiner löschpapiernen Natur zum Reinigen der Fenster als vorzüglich geeignet bewährt. Der Eilbote bringt auch Novellen und Erzählungen, aus andern Blättern und mit Verschweigung der Quelle, das versteht sich. — Ein besseres Streben läßt sich im „Volksfreunde“ und im „Landboten“ nicht verkennen; doch überschreitet der erstere nur selten das Gebiet der Localneigkeiten. Er gibt wöchentlich zweimal ein belletristisches Beiblatt „das

Grenzboten 1845. I.

Münchener Conversationsblatt" das größtentheils Uebersetzungen und in seinem Feuilleton Theaterkritiken bringt, in denen regelmäßig für Fräulein Denker eine Lanze gebrochen wird. Der Landbote hat seit neuester Zeit besonders durch die Artikel des geistreichen Bruckbrau gewonnen; es ist das einzige Blatt, das nicht immerwährend den Leistungen des Theaterpersonals Weihrauch streut, sondern zur rechten Zeit auch wohl ein Wort des Tadels hören läßt. — Das „Tagblatt“ entspricht als solches seinem Endzwecke vollkommen, es berichtet seinen Lesern mit genauer Sachkenntniß und strenger Wahrheitsliebe, daß dieses Haus in jener Straße angestrichen und jenes Haus in dieser Straße mit einer neuen Firma versehen worden ist; es ermahnt hie und da einen Hausbesitzer in rührenden väterlichen Worten, den Schutt vor seinem Hause wegzuführen, wobei es selten seinen Zweck verfehlt. Es verdient übrigens Anerkennung, daß es in diesem seinem Wirkungskreise der ausgedehntesten Pressfreiheit genießt. Das „Morgenblatt“ ist nach Form und Inhalt dem Tageblatte fast ganz gleich, unterscheidet sich aber vorzüglich dadurch von demselben, daß es, durch die Ungunst eines tückischen Geschickes fast gar keine Abonnenten hat, während das erstere deren in Menge zählt, was schon deshalb schwer zu begreifen, weil es wöchentlich nur einigemal zu erscheinen braucht, während das Tagblatt täglich erscheint. Seit kurzer Zeit erscheinen hier auch noch die „fliegenden Blätter,“ eine Bilderzeitung, die oft äußerst witzige Karikaturen bringt. Die beiden, ebenfalls hier erscheinenden Zeitschriften „das Ausland“ und besonders die „historisch-politischen Blätter“ sind zu bekant, als daß sie hier mehr als einer bloßen Erwähnung bedürften. Weniger sind es die „gelehrten Anzeigen,“ das Organ der Akademie der Wissenschaften. Selbstständige Arbeiten zählen in diesen Blättern zu den außerordentlichsten Seltenheiten, es herrscht in ihnen noch der gute alte Brauch, über eine Kritik wieder eine Kritik zu schreiben, ein Brauch, den der gesunde und erstarkte Sinn unserer Zeit, Dank dem Himmel, schon lange in die literarische Kumpelkammer verwiesen hat. Dies das skizzierte Bild der Münchener Journalistik. Der Krebschaden, der an unserer papierenen Oeffentlichkeit nagt, ist nicht zu läugnen, und doch wollen wir die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß auch unsere Tagesliteratur bald eine würdigere Stellung einnehmen wird; denn schon ist ein kleiner Theil derselben von einem unverkennbar guten Streben erfüllt. 3...

IV.

Die Schattenseiten der Düsseldorfer Kunstwelt.

Zwei hiesige Künstler, der Maler Camphausen und Ritter werden demnächst mit einem gemeinschaftlichen Werke hervortreten, das,

abgesehen von seinem Kunstwerth, schon wegen der Originalität viel Glück unter allen Kunstfreunden machen muß. Sie geben nämlich die „Schattenseiten der Düsseldorfer Kunstwelt“ heraus. Die scharfsinnige Berliner Kritik wird hier sagen: das verstehen wir besser, namentlich wenn wir uns selbst dabei gehörig in's Licht stellen können. Aber tröstet Euch — Ihr versteht das nicht, denn Ihr kennt die Düsseldorfer nicht, und das ist dazu durchaus nöthig. Es sollen nämlich unter obigem Titel alle namhaften Künstler der Düsseldorfer Akademie portrairt werden, und zwar nicht in gewöhnlichen philiströsen Bildnissen, sondern Jeder in seinem Atelier „mit einer verkürzten Ansicht seiner letzten Werke.“ Der drollige Titel wird dadurch gerechtfertigt, daß man die Figuren alle von der Schattenseite sieht, da ihre Vorderseite bei der Arbeit dem Lichte zugekehrt ist; jeder in seinem Heiligthume, worin es meistens so bunt aussieht, wie in dem Laboratorium eines Adepten des Mittelalters. Bunt sind die Farbenflecke auf der Wand, bunt die Kostümlappen auf den lebenden Modells oder den hölzernen Gliederpuppen, bunt liegen Skizzen, Tabak, Berliner Zeitungen, Fidiбусse, Gypsfiguren zc. durcheinander — und doch sehen wir Alles nur in schwarzen Lithographien — also auch dies von der Schattenseite. Inmitten dieser Utensilien steht der Meister an der Staffelei, emsig malend, oder das eben Gemalte betrachtend, oder er sitzt radirend und zeichnend am Pulte, versteht sich, jeder ganz in seinem gewöhnlichen Habit. Die beiden Herausgeber zeichnen die Blätter selbst auf den Stein, man bekommt also lauter Originalzeichnungen. Für's erste haben sie eine Reihenfolge von 24 festgesetzt, darstellend die Künstler: Schadow, Lessing u. Sohn, Hildebrandt, Schirmer, Schroedter, Kiederich, v. Normann, Schrader, Jordan, Ritter, Hasenclever, Mücke, Plüddemann, Sonderland, Carl Hübner, Scheuren, Stille, Köhler, Kretschmer, Canton, Steinbrück, Camphausen und die Künstlerin Baumann. Es sind dies nämlich diejenigen, die zur Zeit anwesend, größtentheils schon in den Entwürfen zur Zeichnung fertig sind. Die Uebrigen folgen, wenn das Werk Anklang findet, was wohl kaum zu bezweifeln sein dürfte. Wer unter den zahlreichen Kunstfreunden, der keine Gelegenheit hatte, die Schöpfer des Schönen in ihrem Wirken und Schaffen zu belauschen; wer ferner unter den Sammlern, der seine Leute alle kennt, hätte dieselben nicht gern im Bilde, und zwar Jeden wie er lebt und lebt? Als Titelblatt kommt ein plastisches Verzeichniß der Modellfiguren und Farbenreiber, klassisch gruppiert, damit man sehen kann, daß sie auch Künstler sind, wie Goethe von ihnen sagt. Das Werk soll in Heften erscheinen, und steht die Herausgabe der ersten Lieferung nahe bevor. W. K.

V.
N o t i z e n.

Fichte über die französische Revolution. — Hartmann und die Czechen. — Pruz, ein Hochverräther. — Ein Wort von David Strauß. — Gegen das Etschenthum. — Wie man eine Constitution macht? — Herr Negrelli. — Narrhalla.

— Fichte schrieb im Jahre 1794 „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution“ ein Werkchen, das im Strome der Zeiten vergessen, nur von Wenigen noch gekannt, von den Wenigsten gelesen wurde, indem es ganz vergriffen und aus dem Buchhandel verschwunden war. Ein neuer Abdruck dieses Buchs, der vor uns liegt, war um so mehr ein Bedürfnis, da es — wenn wir einzelne Andeutungen Hegel's ausnehmen — bis auf den heutigen Tag das Bedeutendste, das Gründlichste ist, was je ein Deutscher über die französische Revolution geschrieben hat. Die Kühnheit und Energie des Gedankens und der Gesinnung dieses charaktervollsten deutschen Philosophen ziehen den Leser mit unwiderstehlicher Kraft an. Ein heiliger Eifer für Wahrheit glüht in Fichte, ein gewaltiger Grimm gegen die entsetzlichen Mißbräuche der guten alten Zeit, gegen schnöde Willkür und Unterdrückung, gegen die Feigheit und Halbheit eines in Selbstsucht untergegangenen Geschlechts. Der neue Abdruck dieser Schrift ist um so zeitgemäßer, da der durch die französische Revolution angeregte Prinzipienkampf noch nicht beendet, da eben jetzt mehr als früher ein Streben nach seiner politischen Entwicklung in Deutschland ist. Was Fichte vor mehr als fünfzig Jahren geschrieben, es ist auch heute noch lesenswerth. „Gewaltsame Revolutionen zu verhindern,“ sagt er, „gibt es ein sehr sicheres Mittel, aber es ist das einzige: das Volk gründlich über seine Pflichten und Rechte zu unterrichten.“ An einer andern Stelle sagt er: „Es gibt kein Drittes; man muß sich entweder in den Schooß der allein seligmachenden römischen Kirche werfen, oder man muß entschlossen ein Freigeist werden.“

— Der Deutschen Allgemeinen wird aus Prag geschrieben, daß „die unter dem hussitischen Titel Kelch und Schwert erschienenen Gedichte Moriz Hartmann's dort außerordentliche Sensation machen.“ Besondere Begeisterung riefen die „böhmischen Elegien“ hervor. Eine Schaar von Studenten feierte den Dichter kurz nach Ankunft seines Buches in Prag bei einem rasch improvisirten Festmahl mit Gläserklang, Toasten und Hussitenliedern. „Daß die Czechen,“ fügt der Corresp. hinzu, „nicht so fanatische Germanophagen sind, als die man sie ausschreit, beweist (der Umstand), daß auch viel Czechen mit beim

Feste waren und den echt deutschen Dichter feierten, der seinem Vaterlande zuruft: „An Deutschlands Halse wein' Dich aus!“

— Die preussischen Hochverrathsprocesse fangen an, so wohlfeil zu werden, wie die Spazierorden vierter Klasse, von denen jüngst zweihundertfünfzig Stück auf einmal ausgetheilt wurden. Preußen ist nämlich ein junger Staat, der aber nicht, wie andere Emporkömmlinge, auf die Jugend herabsieht; nein, in Preußen kann man's noch zu was bringen und ehe man sich versieht, hat man eine historisch politische Bedeutung. Byron erwachte eines Morgens und fand sich berührt; ein Preuße kann sehr phlegmatisch zu Bette gehen und über Nacht ist er — staatsgefährlich geworden. Plötzlich stehen die hohen Doctoren vor seinem Bett und sprechen: „Erschrecken Sie nicht. 'S ist bloß wegen Hochverrath. Sie haben vielleicht im Vorbeigehen etwas an der Staatsmaschine verrückt oder in Gedanken dem Rad der Geschichte in die Speichen gegriffen. Kleinigkeit! Passirt oft!“ — Wenn man zwischen einem Tendenzproceß in Oesterreich und einer politischen Untersuchung in Preußen zu wählen hätte: — die Wahl könnte Einem schwer werden. Das alte Oesterreich thut doch gar zu stolz und aristokratisch; wenn man nicht wirklich, wie ein polnischer oder ungarischer Cavalier, sich mit der Macht, staatsgefährlich zu handeln, ausweisen kann, so bringt man es sein Lebtag nicht bis zum Hochverräter. Einem Literaten thut man schon gar nicht die Ehre an; der wird wie ein Lump behandelt, man setzt ihn auf den Schub, schnauzt ihn grob an, entläßt ihn wie einen Schuljungen mit einer Disciplinarstrafe und behält ihn väterlich im Aug'. Das ist allerdings nicht so gefährlich, aber beleidigend. Preußen dagegen ist viel moderner und gebildeter; Preußen erkennt die Macht der Literatur offen an. Mit Achtung, wie einem tapfern und mächtigen Feinde, begegnet es dem illoyalen Literaten; ja wie ein Privatmann, der gegen den andern processirt, so rüstet sich die preussische Regierung gegen den einzelnen Schriftsteller; sie bietet alle Waffen des Gesetzes, alle juristischen Finten und Paraden auf und geht so weit in ihrer Feindseligkeit gegen ihn, als das Kammergericht nur immer gestattet. Sie vergibt lieber sich selbst, als dem Ansehen, welches die Literatur in der öffentlichen Meinung hat. — In neuester Zeit wenigstens haben sich diese Gegensätze so herausgestellt. — Der neueste preussische Hochverrathsproceß, der gegen Robert Pruz eingeleitet ist, hat noch eine besonders komische Seite. Bereits vor einigen Wochen war er in der Nachener Zeitung angekündigt. Pruz, der Nichts davon wußte, erklärt in der Deutschen und Augsburger Allgemeinen, zur Ehre der preussischen Behörden müsse er die Nachricht für eine müßige Erfindung halten. Allen Lesern der „politischen Wochenstube,“ die als Anklagegrund angegeben wird, leuchtet es bei dieser Gelegenheit ein, wie wenig Glau-

ben unsere Zeitungen verdienen, da sie so absurde Fabeln verbreiten; — denn die „politische Wochenstube“ hat schöne Verse, einzelne gute Witze, wenig Humor und noch weniger Hochverrätherei. Plötzlich erfolgt eine zweite Erklärung des Dr. Prutz, worin er die erste berichtigt, indem ihm so eben vom Inquisitoriat in Halle wirklich die Hochverrathsanklage zugekommen sei. Er fragt zugleich, wie bei der großen Amtsverschwiegenheit in Preußen die Berliner Correspondenten drei Wochen vorher wissen könnten, was der unbeschränkte Regierungsverstand beschließen werde. Wer weiß aber, ob nicht die erste Prutz'sche Erklärung die zweite nothwendig gemacht hat; die hohen Behörden sahen nämlich erst aus dem Urtheil der Zeitungen, welche schöne Gelegenheit ihnen bald entschlüpft wäre, sich wieder einmal — beliebt zu machen.

Der württembergische „Beobachter“ enthält einen vortrefflichen, mit liebenswürdiger Milde und Klarheit geschriebenen Aufsatz über die Angelegenheit des Professors Vischer „von einem zur Ruhe gesetzten Denker“ (Dr. David Strauß). Die Stellung der Universitäten zu Staat und Kirche ist in dem kurzen Artikel auf eine Weise bezeichnet, die den Nagel auf den Kopf trifft. Abgesehen davon, daß die Universität keine bloße Staatsdienerfabrik sein solle — da der Staat sie zwar erhalte, aber nicht gestiftet habe, noch als für seine jetzigen Zwecke allein gestiftet ansehen dürfe — fragt Strauß, ob es denn wahr sei, daß die Hochschulen ansingen, minder taugliche Staatsdiener als sonst zu bilden? Ob man denn über die Recepte der jungen Aerzte, über den Geist der jungen Aefforen, über die Verwaltung der Forsten und Gefälle u. s. w. Klagen höre? Nein. Bloss die Theologie beträfen jene Klagen. Da frage es sich aber, ob eine Kirchengemeinde selbst oder nur eine Partei innerhalb derselben diese Beschwerden erhebe. Immer sei nur der letztere Fall dagewesen. „Ein wirklicher Anstoß, den ein durch die neuere Schule gebildeter Geistlicher seiner Gemeinde gegeben hätte, ist noch gar nicht vorgekommen. Sondern, so oft ein freieres Wort von der Universität her verlautete, wurde im Lande Sturm geläutet über den möglichen Anstoß, den die unter solchen Einflüssen erzogenen Geistlichen künftig einmal geben könnten. Ei so wartet doch ab, ob sie einen solchen wirklich geben und gebet nicht voreilig ohne Noth selbst Anstoß durch Euer Lärmgeschrei! Schon jetzt sind ja viele im Amte, die sich der Richtung der Zeit in der Wissenschaft nicht verschlossen: und sie alle sind bis jetzt so vernünftig und gewissenhaft gewesen, der Gemeinde zu geben, was sie bedarf.“ — Der Streit komme vorzüglich daher, daß die Theologie auch auf außertheologischen Gebieten herrschen wolle, in deren Boden sie in früheren Zeiten Wurzel geschlagen, „wo sie der alleinige Behälter des geistigen Lebens der abendländischen Nationen gewesen.“ Der Aesthe-

tiker z. B. habe dagegen das Recht, auf seinem Gebiete die herübergreifenden kirchlichen Wurzeln auszuschneiden, wenn sie dem Anbau des ästhetischen Bodens hinderlich sind. Zuletzt bemerkt der zur Ruhe gesetzte Denker: „Daß die Seite der Vergangenheit in der Regel stark genug besetzt ist, dafür ist gesorgt und es liegt in der Natur der Sache; wer aber die Seite der Zukunft lieber ganz vertilgen möchte, der mordet das werdende Geschlecht im Leib der Mutter.“

— Das Tschechenthum soll in Preußen ganz ausgerottet werden. Man weiß, daß schon Ein Namensvetter des Attentäters in Gcht umgetauft wurde; jetzt hat eine Namensvetterin desselben, die Frau Bauinspector Tschech in Ratibor, vom König von Preußen die Erlaubniß erhalten, sich *Treblin* zu nennen. Tschech soll aber in Schlessien sehr häufig vorkommen; wenn daher Alle, die so heißen, bei ihrem König um Namen petitioniren sollten — wie nach der Schöpfung die unschuldigen Thiere, als sie zu demselben Zweck in alphabetischer Ordnung an Adam vorbeidefilirten — so dürfte vielleicht doch einige Verlegenheit entstehen. Wir würden dieser Noth lieber durch ein Decret vorbeugen, welches alle Verwandten oder Namensvettern des Attentäters mit einmal in Müller, Schmidt oder Schulze verwandelte; vorausgesetzt, daß die Inhaber dieser in Deutschland so populären Namen nicht dagegen protestirten.

— Bezeichnend für die politische Einbildungskraft und Vorstellungswaise des Berliner Publicums ist die jüngste Erfindung der dortigen Fama. Preußen solle eine Constitution kriegen, hieß es; der König hat dem Volke die Maß nehmen lassen und drei verschiedene Verfassungsstücke zur Probe bestellt; welcher dann dem zarten Vengel am besten passen werde, der solle, mit einigen Aenderungen vielleicht, behalten werden. Die drei Musterschneider waren: Ritter Bunsen, Minister von Arnim und Herr von Canig. Ein hoher österreichischer Staatsmann sollte vorerst die drei Entwürfe corrigiren und Sr. Majestät der König von Preußen sie in letzter Instanz revidiren. — Welcher Berliner Spottvogel hat diesen Witz gemacht? Der Vollständigkeit wegen müßten eigentlich die drei Constitutionsentwürfe erst auch dem Kaiser von Rußland und den andern Potentaten orbis terrarum, dann aber erst dem Bundesstag zur Begutachtung vorgelegt werden.

— Herr Louis Negrelli ersucht uns um eine Berichtigung dessen, was über die Staatseisenbahnverwaltung Oesterreichs in Nr. 3. d. J. gesagt wurde. Der Artikel, schreibt uns Herr N., scheine aus richtigen Quellen geschöpft zu sein, enthalte jedoch in Betreff seiner einige Unrichtigkeiten. Wir geben daher gern zur Verbesserung derselben die Hauptdata aus der öffentlichen Laufbahn des Herrn N., nach dessen

eigenen Aendeutungen. Negrelli war schon im J. 1819 Praktikant bei der k. k. Prov. Baudirection in Tyrol, war jedoch nie Wegweiser; 1826 wurde er Kreisingenieur = Adjunkt in Vorarlberg, dann Kreisingenieur und mit der Regulirung des Rheinstroms, später mit den Rheinbauten und der Entwässerung des Fürstenthums Lichtenstein beauftragt. 1832 wurde er, nachdem er schon früher den schweizerischen Regierungen in mancher technischen Frage nützlich gewesen, als Wasserbauinspector, mit Genehmigung der öst. Regierung, nach St. Gallen berufen und wirkte für die Umgestaltung aller Straßen in der Schweiz. Eben so war er von 1835 an als Dberingenieur des Vorortes Zürich für die ganze Schweiz thätig. 1840 erst wurde Herr Negrelli als General-Inspector der Ferdinands-Nordbahn berufen, im October 1841 wurden unter seiner Leitung zweiundzwanzig Meilen vollendet. Pecuniär hat er dabei Nichts gewonnen, was ihm seine Stellung in der Schweiz nicht in demselben Maße gebracht hätte; der einzige Vortheil, den er bei Annahme dieser Berufung im Auge hatte, war der, seinem Vaterlande Oesterreich (Herr N. ist Südtyroler) statt dem Auslande dienen zu können. Im Ganzen also, schließt Herr Neg., war seine Laufbahn keine „merkwürdige,“ wie es in jenem Bericht der Grenzboten hieß, sondern eine „ganz einfache.“

— Die Mainzer Narrhalla fängt wieder an, ihre rheinische Lustigkeit auch in dem übrigen reflexionsvollen Deutschland zu verbreiten. Kalisch, von dem das orakulöse Gedicht an den König von Baiern im vorigen Jahre herrührte, ist dieses Mal fern; der Humor steckt aber am Rhein im ganzen Volksleben, nicht bloß in einzelnen geistvollen Köpfen. Die Deputirten des rheinischen Provinziallandtags werden durch eine feurige Adresse zur Standhaftigkeit ermahnt und Arnoldi von 4000 Kölnern mit Fackelzug und Festessen gefeiert. Ist das nicht auch Humor? Wir haben es längst gesagt, daß Zweckessen noch gar Nichts bedeuten. Zweckfasten müßt Ihr können.

— NB. Wir ersuchen unsere geehrten Herrn Correspondenten, besonders die aus Wien, Breslau und München, ihre Berichte um etwa drei Tage früher abzusenden, weil sie sonst ohne unser Verschulden stets eine Woche lang liegen bleiben müssen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.